

Wörter werden aus den grösseren Wörterbüchern belegt, um zu deren Gebrauch anzuleiten, vor denen der Anfänger oft ratlos steht, um dann oft für immer vom Ausschöpfen dieser Fundgruben abgeschreckt zu werden. Als lexikalisches Hilfsmittel hat sich der Verfasser sein frühneuhochdeutsches Glossar gedacht, dessen zweite Auflage wir dankbar begrüßen werden. — Rödiger meinte immer, wer Lachmanns Iwein mit Beneckes Wörterbuch gründlich erfaßt habe, sei wohlgerüstet, sich an mittelhochdeutsche Fragen zu wagen. Dasselbe möchten wir für die verwickelten Fragen, wie sie das Frühneuhochdeutsche aufgibt, von dem behaupten, der Götzes Buch sich zu eigen gemacht. Und so sollte jeder Deutschphilologe nach ihm greifen. —

Der Druck und die Ausstattung ist gut, der Preis für heute billig.

Breslau.

Georg Schoppe.

Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek. Herausgegeben von der Generalverwaltung III. A. u. d. T.: Neue Erwerbungen der Handschriftenabteilung. II. Die Schenkung Sir Max Wächters. 1912. Berlin, Weidmann, 1917. 8°. 164 S. Ladenpreis M. 10.—.

Ein kostbarer Schatz von neu erworbenen Handschriften der preussischen Staatsbibliothek wird in diesem Hefte verzeichnet; durch eine glückliche Schicksalsfügung ist er kurz vor dem Kriege der Bibliothek als kaiserliches Geschenk zugefallen. Die Handschriften entstammen der berühmten Philippschen Bücherei, bekanntlich der umfangreichsten und kostbarsten Handschriftensammlung, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat, und die in jüngster Zeit durch Verkauf und Versteigerung wieder aufgelöst wurde. Nachdem es der Berliner Bibliothek schon früher geglückt war, eine grosse Zahl wertvoller Handschriften jener Sammlung zu erwerben, hat Sir Max Wächter, ein in England naturalisierter Deutscher, einen für Deutschland besonders wichtigen Teil der Philippschen Handschriften erworben und dem deutschen Kaiser zur Verfügung gestellt. Von ihm ist die Sammlung 1912 der Berliner Bibliothek überwiesen worden.

Die fast ohne Ausnahme aus Deutschland stammenden Handschriften werden in ungemein sorgfältiger und eingehender Weise beschrieben, wobei der Herkunft und der Besitzgeschichte der Handschriften ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt wird. Als Ursprungs-ort der Handschriften wird eine ganze Reihe von deutschen Klöstern festgestellt, unter ihnen auch die berühmte Murbacher Klosterbibliothek, der u. a. wichtige aus dem Reichenauer Kloster stammende Cyprian-Fragmente und althochdeutsche Glossen entstammen. Da der Abdruck bei Steinmeyer viel zu wünschen übrig lässt, werden in den Mitteilungen von diesen Glossen wie auch sonst von wichtigen ungedruckten oder mangelhaft herausgegebenen Texten neue abschliessende Aufnahmen geboten. Von deutschen Handschriftensammlungen, denen die Philippschen Agenten Handschriften nach England entführt hatten, sind u. a. zu nennen die des Konstanzer Domstiftes, des Theologen van Ess, des Nürnberger Sammlers H. A. von Derschau, der Frankfurter Sammler Varrentrapp und G. Kloss, des Berner Gelehrten S. Engel († 1784), des Wittenberger Theologen Wernsdorf, aus dessen einstigem Besitz die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verschollene kostbare Sammlung von Luther-

Briefen nun wieder aufgetaucht ist. Auch eine Reihe von Sammlungen mittelalterlicher Urkunden, die offenbar noch im Laufe des 19. Jahrhunderts deutschen Archiven entfremdet worden waren, sind durch die Wächtersche Schenkung für Deutschland zurückgewonnen worden. Können wir auch auf den Inhalt der einzelnen Handschriften hier nicht näher eingehen, so darf doch so viel gesagt werden, dass die sorgsame Beschreibung der kostbaren Handschriftensammlung der Kenntnis der deutschen Literatur des Mittelalters sowie der volkswissenschaftlichen und germanistischen Forschung in hohem Grade zugute kommen wird.

Herman Haupt.

Ernst Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. Zweite, ungearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin, Dümmler. 1920. IX, 280 S. 8°.

Für nicht allzu anspruchsvolle Gemüter entwirft Wasserzieher in bunter Folge eine Reihe von Bildern aus dem Leben im wesentlichen der deutschen Sprache. Er hat dafür bekannte zuverlässige Hilfsmittel verwendet, auch manches Verstecktere benützt und manches Eigene beigetragen, wie in den Abschnitten über Volksetymologie und Kanzleisprache. Freilich sind die Abschnitte sehr ungleich ausgestaltet; dass W. an ausgerechnet acht Beispielen die „Gedankengänge“ verschiedener Völker aufzeigen will, wirkt beinahe komisch, ebenso wie die Behauptung, dass es in jedem Dorfe einen Müller gegeben habe. So zweifelhafte Dinge, wie die angebliche Herkunft der Nomina aus Partizipien, gehören m. E. nicht in eine derartige Darstellung.

Leider empfindet man es auf Schritt und Tritt, dass das Buch nicht auf voller wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffs beruht. Ungenügend ist die Darstellung des Verhältnisses von Nd. und Hd. (S. 43 ff.), die Hochdeutsch und Oberdeutsch gleichsetzt, die von den Abstufungen der Lautverschiebung nichts erkennen lässt, die *Goos* — *Gans* als Beleg der Verschiebung gibt, das *pp* in *Schuppen*, *Stoppel* als nd. anspricht, während es bis ins Pfälzische hineinreicht, *schnauben* — *schnaufen* mit *Wappen* — *Waffen* auf dieselbe Stufe stellt, die behauptet, „er sagte, er wäre krank“, sei niederdeutsch, „er sagte, er sei krank“, sei süddeutsch; aber der Cj. Praes. eignet nur dem Alem. und den ihm benachbarten Teilen des Bairischen, sonst hat auch der Süddeutsche den Cj. Praet., wie ich vor Jahren ausführlich genug dargelegt habe. Sehr irreführend ist der Abschnitt über „Doppelgänger“. Er will den Satz, dass die Sprache dem Luxus abhold sei, bekämpfen auf Grund von Differenzierungen, von Wörtern, die verschiedenen Sprachkreisen angehören (*Mädchen* — *Maid*); seine Ausführungen beweisen ungefähr das Gegenteil; natürlich ist übrigens mhd. *palas* nicht aus *palatium* entlehnt. S. 108: die Aussprache *Käsar* war „schon“ zu *Cäsars* Zeiten üblich; „der Sonntag war dem Sonnengotte, der Montag der Mondgöttin geweiht“. S. 125: die Wurzel von germ. *hlāt* soll ausser im Griech. in keiner igm. Sprache vorkommen. S. 186: *fertig* hat ursprünglich den bedeutet, der einen Wagen zur Fahrt besass! S. 189: „es wird von Friedrich dem Grossen berichtet, er habe einen ihm übersandten Neudruck (!!!) des Nibelungenliedes sehr ungnädig aufgenommen und erklärt, das Werk sei keinen Schuss Pulver wert. Die Geschichte

ist nicht ganz verbürgt.“ Ich will W. verraten, dass Friedrichs Brief in Zürich unter Glas und Rahmen hängt. S. 242: der Ortsname, der ums Jahr 1000 als *Hadeburum* belegt ist, soll mit *Born* zusammenhängen; er enthält natürlich einen Dat. Plur. von *bür*.

Einen ganz allgemein verbreiteten Irrtum teilt auch W.: dass *gimahalo* der *vermahelde*, der verlobte bedeute; wie man das sprachlich verantworten will, weiss ich nicht; es kann nur den bezeichnen, der dasselbe *mahal* besitzt wie ein anderer. Wie das sachlich zu beurteilen ist, stelle ich den Rechtshistorikern anheim.

Giessen.

O. Behagel.

Alfred Götze, Anfänge einer mathematischen Fachsprache in Keplers Deutsch. Berlin 1919. 239 S. = Germanische Studien. hrsg. von E. Ebering, Heft 1.

Dass wir trotz aller bisherigen bedeutenden Leistungen erst in den Anfängen der Sprachforschung stehen, und dass vor allem zur Ergründung der wissenschaftlichen Sprache noch sehr viel zu tun ist, zeigt uns die vorliegende treffliche Abhandlung wieder deutlich. An der Kunstsprache der Mathematik hat Johann Kepler entscheidenden Anteil. Seine *Nova Stereometria doliorum* von 1615 liess er ein Jahr darauf in deutscher Uebersetzung erscheinen. Eine gute Neuausgabe besorgte 1864 Ch. Frisch; die anmutige Vorrede sowie die ‚Erklärung der gebrauchten Geometrischen Wörter vnd Terminorum‘ druckt Alfred Götze in seinem Frühneuhochdeutschen Lesebuch, Göttingen 1920, S. 135 ff. ab. Das Weinvisierbuch ist eine sprachliche Tat; ist doch sein Verfasser bemüht, „eine vielhundertjährige Fachsprache aus ihrem gelehrten Bereich hinüberzuheben in die Volkssprache, die dazu kaum in irgend nennenswerter Weise vorbereitet war“. Trotzdem hatte das Werk in Kreisen von Sprachforschern bisher keine gerechte Würdigung gefunden; auf die nach Art der Zeit recht unvollkommene ‚Erklärung‘ stützen sich zumeist die Wörterbücher und Aufsätze, die Keplers sprachliche Bedeutung behandeln. Selbst in den Lieferungen des DWb., die nach der Ausgabe von Ch. Frisch erschienen sind, ist Keplers nicht gedacht. Eine rühmliche Ausnahme machen etwa Kluges Etym. Wb. 1915⁸ und H. Fischers Schwäb. Wb., Tübingen 1904 ff. So ist Götzes Arbeit mit Freuden zu begrüssen: zum ersten Male wird hier der hohe sprachliche Wert des Weinvisierbuchs erschöpfend dargelegt. Der Stoff ist lexikalisch geordnet; immer behält G. den Gesichtspunkt der Entwicklung im Auge; die einzelnen Artikel wachsen zu feinsinnigen wortgeschichtlichen Aufsätzen an. Der Gegenwart mit ihren Sprachreinigungszielen ist Kepler so gegenwärtig wie nie; mit Recht darf man sich auf ihn berufen, wenn man nunmehr auch im mathematischen Unterricht dem deutschen Wort mehr Boden gewinnen will. Fachausdrücken, die uns heute ganz geläufig sind, hat das Weinvisierbuch den Weg gebnet. Für eine Anzahl mathematischer Kunstwörter bietet es den ersten Beleg. Zu hübschen wortgeschichtlichen Beobachtungen gibt es wiederholt Anlass. Die ursprüngliche Bildkraft der Sprache steht Kepler z. B. bei Bolzen, Bogen, Sehne noch deutlich vor Augen. Die alte Wahrnehmung, dass in einer wissenschaftlichen Fachsprache die begrifflichen Abstrakta

die erste Stelle einnehmen, wird durch das Weinvisierbuch aufs neue bestätigt. Bei der Mundart, bei der Bergmannssprache und bei der Sprache der Jäger macht Kepler Anleihe. Ungenügende Artikel in verschiedenen Wörterbüchern, so in Alfred Schirmers Wortschatz der Mathematik, Strassburg 1912, und im DWb. werden durch Keplers Werk ergänzt. Eine ganze Reihe uns heute geläufiger Fachausdrücke vermisst man bei ihm; daraus erhellt die grosse Schwierigkeit seines Unternehmens. Eine fast übermenschliche Aufgabe stellte er sich, wenn er die Fachausdrücke der Mathematik ins Deutsche übertragen wollte. Auf Arbeiten von Vorgängern konnte er sich so gut wie gar nicht stützen, im Gegensatz zu Christian Wolff, dem der Ruhm zuteil wurde, der Begründer einer deutschen mathematischen Kunstsprache zu sein. Wertvoll ist Götzes Werk auch durch zahlreiche methodische Fingerzeige. Diese werden spätere Arbeiten, die der Erforschung unserer wissenschaftlichen Sprache dienen, hoffentlich nicht unbeachtet lassen.

Liegnitz.

H. Wocke.

Fritz Behrend, Der Tunnel über der Spree. I. Kinder- und Flegeljahre, 1827—1840. Hrsg. im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins. (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 51.) Berlin 1919, E. S. Mittler & Sohn. X, 151 S. 8°.

Behrend war in der glücklichen Lage, bereits vor 15 Jahren den gesamten Nachlass des Berliner Tunnels, jener bekannten Dichtergesellschaft, von der Fontane so reizvolle Schilderungen entworfen hat, zu entdecken. Als die Schätze nach dem Tode des derzeitigen Aufbewahrers in die Berliner Universitätsbibliothek übergegangen waren, erhielt Behrend auch den Auftrag zu ihrer wissenschaftlichen Ausschöpfung und Bearbeitung. Im vorliegenden Hefte legt er den ersten Teil seiner Darstellung vor, begleitet von zahlreichen dichterischen Proben jener Anfangszeit, die für die deutsche Literatur kaum Bedeutung hat, soweit ihre Höhen in Betracht kommen, um so mehr aber für ihre Niederungen. Es ist ein altes Vorurteil, dass der Literaturhistoriker sich nur um die wertvollen Erzeugnisse der Literatur zu kümmern habe. Man möchte fast im Gegenteil sagen, erst an dem Minderwertigen, aber doch den breiten Massen Behagenden vermögen wir den Pulsschlag einer Zeit zu erfassen; denn der grosse Künstler ist immer seiner Zeit voraus, das kleine Talentchen steht aber behäbig mit breiten Beinen mitten im Flusse der augenblicklichen Strömung und zeigt den geistigen Pegelstand einer Epoche an. In diesem Sinne bedeutet Behrends Schrift, welcher der zweite Teil hoffentlich bald folgt, einen grossen Gewinn für die Erkenntnis der Berliner geistigen Signatur der Biedermeierzeit, die sich hier wirklich als „Biedermeier“ gibt. Von den unter der Decke schlummernden, gärenden und nach Licht strebenden freiheitlichen Gedanken hört man nichts, nur von kleinem Literatur- und Theaterklatsch, von Intrigen und Satiren, in denen besonders Saphir verheerend wirkte. Die unglaublichen Zensurschwierigkeiten, die persönliche Kabinettsjustiz, die geistige Bevormundung von oben tritt mit erschrecklicher Deutlichkeit ans Licht, aber nicht minder die Gesinnungslumpenhaftigkeit Saphirs, der es kaum mehr fertig gebracht zu haben scheint, überhaupt noch ein